

Erinnern unter neuen Herausforderungen

Ansprache bei der Gedenkstunde der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in der Synagoge Münster, 9. November 2016

Wir leben in einer Zeit anhaltenden Abschieds. Die Nachrichten vom Tod Elie Wiesels im Juli und Max Mannheimers im September diesen Jahres haben es uns mit unerbittlicher Klarheit vor Augen gestellt: Die Zeitzeugen der Shoah vollenden in unseren Tagen ihren Lebensweg. Ihre mahnenden, erinnernden und verstörenden Stimmen, ihre Stimmen, die sie im Lauf ihres Lebens oft mühsam wiedergefunden haben, ihre Stimmen, die uns in ihre Lebensgeschichte hineinverwickeln, verstummen, eine nach der anderen. Die noch unter uns weilen, sind „die letzten Zeugen“, wie das Zeitzeugenprojekt von Doron Rabinovici und Matthias Hartmann im Wiener Burgtheater betitelt ist. Wir hängen an ihren Stimmen. Und doch wird uns deutlich: Wir werden Abschied nehmen müssen. Wir bleiben zurück, unsicher, ob wir in dieser neuen Situation unsere eigene Stimme finden können.

Erinnern unter neuen Herausforderungen. Dies ist sicherlich die erste und folgenreichste der Herausforderungen. Natürlich sind schon immer Zeitzeugen gestorben, wie sollte es anders sein. Aber nun versiegt mit bleibender Wirkung der Brunnen der lebendigen, der persönlichen Erinnerung an die Verbrechen unseres Volkes während der nationalsozialistischen Herrschaft. Und das ist ein unermesslicher Verlust, unwiederbringlich. Da mag es helfen, wenn verschiedene Initiativen die Erfahrungen der Zeitzeugen auf Video festhalten. Die wichtigste dieser Initiativen ist sicherlich Steven Spielbergs Shoah Foundation, mittlerweile Teil der University of Southern California. Etwa 120.000 Stunden an Interviews sind hier aufgezeichnet, fast tausend Gespräche liegen in deutscher Sprache vor. In Deutschland werden die Interviews der Foundation über das Visual History Archive im Netz der Freien Universität Berlin zu Lehr- und Forschungszwecken zugänglich gemacht. Mit der DVD-Edition „Zeugen der Shoah“ haben Schülerinnen und Schüler der Sekundarstufe I und II auch außerhalb des Campus der Freien Universität Zugang zu ausgewählten Aufnahmen von Zeitzeugen. Nach einer früheren, heute nicht mehr verfügbaren Beschreibung des Visual History Archive möchte man auf diese Weise „der audiovisuell orientierten Jugend einen leichteren Zugang zur Geschichte [...] verschaffen“. Im Ansatz ist das plausibel. Allerdings gibt es gerade hier auch einige Probleme. Es ist schwer für solche Videos, unsere vorherrschenden Rezeptionsmuster aufzubrechen. Wir alle kennen das Format Dokumentation. Wir können auch abschalten. Wir mögen vielleicht der Übermacht von

Bildern erliegen – die Interviews sind professionell gemacht. Aber werden wir berührt, werden wir verwickelt? Als ich in der Vorbereitung dieser Ansprache mit meiner fast 17-jährigen Tochter sprach, sagte sie mir, dass das, was sie am meisten anspricht im Geschichtsunterricht, die Begegnung mit Zeitzeugen ist. Da können wir nicht ausweichen. Aber eben diese Begegnung ist nicht unbegrenzt verfügbar. Immerhin, in den Videos kommen die Zeitzeugen selbst zu Wort. Durch das, was sie erlebt haben und wovon sie erzählen, kommt ihnen eine Autorität zu, die über die sonst verfügbaren Dokumentationen hinausgeht. Vielleicht können wir uns daher auch beim Gespräch eines Zeitzeugen auf dem Bildschirm wenigstens *beinahe* so wenig verstecken wie im unmittelbaren Gespräch.

Allerdings: die Beschreibung unserer Jugend als „audiovisuell orientiert“ klingt ein bisschen veraltet in unserer heutigen, digitalen Zeit. Auch die technischen Veränderungen sind eine neue Herausforderung für das Erinnern. Vieles spielt sich heute in Windeseile auf den Sozialen Medien ab: da ist ein Bild auf Snapchat nur wenige Sekunden verfügbar, dann löst es sich wieder auf. Schnell hinschauen, nichts verpassen! Wer nicht regelmäßig „likt“ und „postet“, ist schnell out. Das Gruppengefühl ist groß wie selten zuvor, aber man muss sich und andere ständig seiner Zugehörigkeit versichern; Zeiten der einsamen Auseinandersetzung, einfach offline zu sein, gibt es kaum – das Selfie als Ausdruck des Lebensgefühls: mal eben kurz mit in Szene gesetzt, ich war dabei; ich „poste“, also bin ich. – Jedoch: All dies gilt es nicht nur zu kritisieren, sondern zu verstehen, wahrzunehmen und zu gewärtigen. Es reicht nicht aus, wenn wir uns in unserer bürgerlichen Wohlfeilheit zurücklehnen und den Verfall der Jugend beklagen. Wir dürfen die Jugend in der Erinnerungsarbeit nicht verlieren. Dazu bedarf es auch neuer Formen und Medien, die die Jugendlichen erreichen, so schwer dies angesichts der Geschwindigkeit heutiger Kommunikation zu sein scheint.

Meine Damen und Herren, das heißt auch, dass wir heraus müssen aus unseren geschlossenen Versammlungen, hinein in die Lebenswelt der Jugendlichen, und wir brauchen dafür vielleicht die Hilfe derer, die näher dran sind als wir an jungen Menschen heute. So wie die Gruppe von Geschichtsstudierenden und –promovierenden, die vor drei Jahren das Projekt @9Nov38 gegründet haben; ein Student aus Warendorf war auch mit dabei, und die lokale Presse berichtete damals darüber. Es handelt sich dabei um ein Public-History-Projekt, bei dem, basierend auf sorgfältig ausgewählten Quellen, Informationen über die Ereignisse um den 9. und 10. November 1938 in einzelnen Twitter-Nachrichten versandt wurden. Kann man wirklich das Gedenken an den 9. November 1938 in 140 Zeichen pressen, was ja noch immer

das Limit für eine Twitter-Nachricht ist? Das wohl nicht; aber was dieses Medium eben doch erlaubt – und darin besteht ein Vorteil gegenüber anderen Medien –, ist die Abbildung des Zeitverlaufs. In dieser Erzählung von Geschichte wird die erzählte Zeit zur Erzählzeit. Die Schreckensnachrichten treffen zu ihrer jeweiligen Zeit ein. Um die 10.000 Follower soll das Projekt gehabt haben – Menschen, die zum Teil anderweitig wohl nicht mit dem Prognomacht-Gedenken erreicht worden wären. Das Medium hat sicher seine Grenzen – die Zeichenzahl ist eine davon, auch ist es besser für „runde“ Gedenktage als für ein jährliches Gedenken geeignet. Aber diese Erfahrung regt an, neue Wege zu finden, um unter veränderten Bedingungen Gelegenheit zum Erinnern zu geben.

Erinnern bleibt eine Aufgabe. Dazu gehört auch, die gewandelte Situation, in der die nachkommenden Generationen heute stehen, zu würdigen. Sowohl die Nachkommen der Opfer als auch die der Täter wissen vom Leben unter dem Hakenkreuz aus zweiter, meist auch erst aus dritter Hand. Für die Nachkommen der Überlebenden gehört es, wenn in den Familien darüber gesprochen wurde, zum Familiengedächtnis. Manche haben erst nach langem Schweigen ihrer Eltern von deren Vergangenheit erfahren. In einigen Fällen erzählen Überlebende ihren Kindern auch erst am Ende ihres Lebens von der jüdischen Herkunft der Familie. Hingegen sind nichtjüdische Deutsche häufig immer noch etwas unsicher im Umgang mit Juden, und das kann wie eine erneuerte Stigmatisierung von Juden wirken. Andererseits zeigt die Unsicherheit auch, dass da etwas weiterwirkt unter Deutschen, deren Vorfahren vielleicht Täter, Mitläufer oder tatenlos Zusehende waren. Es käme nun darauf an, mit solcher Unsicherheit und Berührtheit sinnvoll umzugehen – zunächst im Schulunterricht, dann aber auch in der Universität, wo es nicht nur um das Erfüllen von Studienordnungen gehen kann, sondern auch Gelegenheit zu Bildung und Selbstreflexion gegeben werden muss, sowie schließlich im allgemeinen Bildungs- und Veranstaltungsangebot. Da gehört das Kennenlernen der jüdischen Geschichte, auch und gerade vor Ort, ebenso dazu wie die Wahrnehmung heutigen jüdischen Lebens in Münster, Deutschland und weltweit. Auch hier bietet es sich an, neben dem Festhalten an vertrauten Formen, neue Wege zu erkunden. So helfen etwa Austauschprogramme von deutschen und israelischen Schülerinnen und Schülern, über die konkrete Begegnung mit den jeweils anderen und deren Familiengeschichte auch zur eigenen Familiengeschichte vorzudringen und dabei zugleich etwas über sich selbst zu erfahren. Gerade diese wechselseitige Reflexivität, die die einen ins Gespräch mit den anderen und den Familiengeschichten *beider* bringt, ist wichtig dafür, dass die dabei

gewonnenen Erfahrungen sich tief im Bewusstsein junger Menschen verwurzeln. Dabei zeigt sich, dass ein Schlüssel zum Erinnern das Gespräch, das Weitererzählen sein kann.

Erlauben Sie mir, hier in der Synagoge von Münster auch von den Formen und Strukturen der Erinnerung zu sprechen, wie sie uns in der Hebräischen Bibel und in der jüdischen Tradition begegnen. Ich glaube, wir alle können von diesen Formen und Strukturen lernen. Sie haben es dem Volk Israel erlaubt, seine Identität über Generationen weiterzugeben. *Zakhor*: *Erinnere dich! Gedenke!* Das Volk Israel hat sich sowohl der Katastrophen, die es erlitten hat, als auch der Rettungen, die es erfahren hat, durch Akte des Erinnerns vergewissert. Lassen Sie mich *ein* Beispiel herausgreifen, eines freilich, das Israels Rettung zum Gegenstand hat. In Ex 13,2 lesen wir in der Übersetzung von Martin Buber und Franz Rosenzweig: „Gedenket dieses Tags, an dem ihr fuhrt aus Ägypten, aus dem Haus der Dienstbarkeit, denn mit der Stärke der Hand hat ER euch von dannen geführt“. Das ist zunächst zu denen gesagt, die mit aus Ägypten ausgezogen sind, aber dann eben auch jedem, der diese Stelle liest, und allen, die je und je das Pesachfest so feiern, als wären sie selbst aus Ägypten ausgezogen. So sagt Rabban Gamliel nach dem Babylonischen Talmud (Pesachim 116b), in einem Abschnitt, der auch in der Pesach-Haggada steht: „In jeder einzelnen Generation muss der Mensch sich selbst so betrachten, als sei er aus Ägypten gezogen, denn es ist gesagt: ‚Und melden sollst du deinem Sohn an dem selben Tage, sprechend: Um des willen, was ER mir tat, als ich ausfuhr von Ägypten‘ (Ex 13,8). Nicht unsere Väter allein hat der Heilige, gepriesen sei sein Name, erlöst, sondern auch uns hat er mit ihnen erlöst, denn es ist gesagt: ‚und uns führte er von dort heraus, damit er uns herkommen lasse, uns das Land zu geben, das er unsern Väter zuschwor‘ (Dtn 6,23).“ Aus der Pesach-Haggada wissen wir um die Bedeutung der Frage des jüngsten Kindes: „Worin ist diese Nacht anders als alle Nächte?“ Und wenn das Kind noch nicht weiß, was es fragen soll, dann – so heißt es zum Vater gewandt – „musst du es ihm eröffnen“. Und das heißt, ihm zu erzählen. Das scheint mir wesentlich: Anfang und Kern des Erinnerungsgeschehens sind nicht die weihevollen Aufrufung eines Bildes, nicht das Absingen von Hymnen und Liedern und auch nicht das Niederlegen von Kränzen, auch wenn all dies ebenfalls eine Rolle spielen mag. Anfang und Kern des Erinnerungsgeschehens ist vielmehr das Erzählen, das Weitergeben des Erinnerten. Und auf diese Weise wird es dann zu einem gewissen Grad *unwesentlich*, ob der Erzähler das Erzählte selbst erlebt hat; er verwickelt sich und die, denen er erzählt, in eine Erzählung hinein, die auch ihm selbst von anderen erzählt worden ist und die doch wahr ist.

Die hier zugrundeliegende Veränderung ist von dem Ägyptologen Jan Assmann als der Übergang von Erinnerungsformen des *kommunikativen* Gedächtnisses zu denen des *kulturellen* Gedächtnisses beschrieben worden. Nach Assmann setzt dieser Übergang etwa eine Generation nach einem Ereignis ein: Die lebendige Kommunikation der Zeitzeugen wird abgelöst durch Formen kollektiver und zugleich kulturell vermittelter Erinnerung. Das frühe Christentum etwa hat so seine Erinnerungen in einer Form aufgeschrieben, die verbindlich werden konnte. Daher ist die Weitererzählung auch der christlichen Tradition nicht fremd.

Derartige Übergänge sind also notwendig und bedeuten keineswegs das Ende des Erinnerns. Das ist vielleicht tröstlich in unserer Situation des Abschieds. Das Erzählen von Schuld und Leid, um das es beim Gedenken an den 9. November 1938 geht, das Erzählen vom Irrtum der Idee eines angeblich rassistisch reinen Volkes, dieses Weitergeben der Erinnerung, kann und wird weitergehen, wenn wir ihm Raum und Gelegenheit geben. Wir müssen nicht selbst dabei gewesen sein, um davon erzählen zu können. Und doch sind wir in die Erzählung so hineinverwickelt, dass wir uns selbst in diese Situation gestellt sehen. Was würden *wir* tun, wenn Synagogen angegriffen werden; ja: was *tun* wir, wenn Synagogen heute angegriffen werden?

Der Gegenstand des Erinnerns betrifft uns also weiter. Und deshalb ist es wichtig, dass wir alle weitererzählen. Dass wir uns denen in den Weg stellen, die jetzt sagen: „Na man wird doch wohl mal ...“ und „es ist doch nun wirklich Zeit ...“ und „wie lange soll man denn noch ...“. Meine Damen und Herren, die Erinnerung an die Verbrechen der nationalsozialistischen Herrschaft ist weiterhin wichtig. Freilich handelt es sich, für die meisten von uns, um die Schuld unserer Vorfahren, von Großeltern und Urgroßeltern vielleicht, die schon längst verstorben sind. Nur wenige der Täter leben heute noch unter uns, und auch *diese* vollenden ihren Lebensweg in unseren Tagen. Auch das ist eine neue Herausforderung. Die wenigen noch verbleibenden sogenannten NS-Prozesse stellen es uns eindrücklich vor Augen: Es ist letzte Gelegenheit, über persönliche Schuld zu sprechen und über Schuld juristisch befinden zu lassen. Vielfach geschieht das außerordentlich spät, erst am Ende eines Lebens, und manche nehmen ihre Verstrickung in den nationalsozialistischen Apparat auch mit ins Grab. Für uns, die Jüngeren, ist es dabei wesentlich, zwischen Schuld und Verantwortung zu unterscheiden. Auch wenn von uns niemand mehr schuldig ist an den nationalsozialistischen Verbrechen, bleibt doch die Verantwortung, mit der historischen Schuld umzugehen und sie in die politische Beurteilung der Gegenwart mit einzubeziehen. Dabei ist denen

entgegenzutreten, die eine „Normalität“ für uns Deutsche einfordern, die uns mit anderen Völkern vergleichen und darauf hinweisen, dass niemand sonst Schuld in seiner Geschichte derart gewärtigt. Nun, das müssen diese Völker nicht in dem Maß, wie es auf uns zutrifft. Lassen Sie uns bei uns bleiben und die anderen ihren eigenen Weg finden.

Zur Verantwortung, die mit dem Erinnern gegeben ist, gehört auch, in der gegenwärtigen politischen und gesellschaftlichen Situation in Deutschland Orientierung zu finden. Diese Situation ist einerseits wesentlich geprägt vom verstärkten Zuzug von Geflüchteten seit dem Spätsommer des letzten Jahres und andererseits von den fremdenfeindlichen Auftritten und Ausschreitungen sogenannter Wutbürger sowie vom Aufweichen der Grenze zwischen konservativem und nationalchauvinistischem Denken in Teilen der AfD. Erinnern unter neuen Herausforderungen heißt hier: im Gedenken an die Schuld der Voreltern Anstöße für politische Urteile zu gewinnen. Dazu müssen wir uns trauen, aus dem Verbrechen des Holocaust auch Lehren für andere Situationen zu ziehen. Das darf nicht unser einziger Umgang mit dem Holocaust sein; die Shoah bleibt einzigartig, und die Opfer der Shoah bleiben einzigartig. Aber ich denke, es ist nun doch keine unzulässige Verzweckung der Shoah, wenn wir aus der historischen Erfahrung für die Probleme der Gegenwart lernen. Wir erkennen heute die Vorstellung einer vor allem durch Abstammung definierten einheitlichen Nation als eine fehlgeleitete Idee. Dabei war Deutschland nie in seiner Geschichte einheitlich gewesen. Vereinfacht gesagt: Einer der Hintergründe für die ideologisch überformte Sehnsucht nach der einheitlichen Nation war gerade ihre Uneinheitlichkeit gewesen. Vielleicht waren die Unterschiede zwischen den Bewohnern nicht so stark wie heute in einer globalisierten Welt, in der Menschen verzweifelt versuchen, Kontinente und Meere zu überwinden, um an einen für sie sicheren Ort zu gelangen. Doch Deutschland war zu Beginn des 20. Jahrhunderts bunter, als es so manchem lieb sein mag, der heute als Patriot und Abendländer auftritt: Da gab es Migration aus den verschiedenen deutschen Ländern und aus den Nachbarländern, da lebten Hugenotten, Juden, Sinti und Roma und viele mehr. Das Straßenbild mancher deutscher Stadt war durch prächtige Synagogen geprägt, hoffnungsvolle Zeichen der Emanzipation der Juden und Ausdruck ihres Wunsches am öffentlichen Leben in Deutschland teilzunehmen. Einheitlichkeit war bloße Fiktion, und sie wurde zur Ideologie. Zu einer Ideologie, die 1938 Deutsche dazu brachte, im gesamten Deutschen Reich eben diese Synagogen zu zerstören sowie Juden zu verhaften, zu ermorden oder in den Selbstmord zu treiben.

Wer dessen gedenkt, dass 1938 die Synagogen brannten, kann weder zusehen, wenn heute wieder Synagogen angegriffen werden, noch, wenn heute die Unterkünfte von Geflüchteten brennen. Wer sich daran erinnert, welche Folgen die antisemitische Ideologie damals hatte, kann nicht schweigen, wenn erneut Menschen anderer Herkunft, Religion oder Kultur in Deutschland ausgegrenzt, beschimpft und angepöbelt werden. Wer weiß, dass Erinnern bleibende Aufgabe ist, kann nicht die gegenwärtige Aushöhlung der Werte- und Überzeugungsgemeinschaft in Deutschland akzeptieren, durch die rechtsradikales Gedankengut politisch salonfähig gemacht wird. Wer aus dem Erinnern seine Verantwortung bezieht, wird sich nicht damit einverstanden erklären, dass die politische Kultur in unserem Land verrotzt; dass sich eine Minderheit unwidersprochen hinstellt und „Wir sind das Volk“ brüllt, als seien andere genau dies eben nicht; dass ein grölender Mob die gewählten Repräsentanten der Demokratie beleidigt und die unabhängige Berichterstattung in unserem Land als „Lügenpresse“ tituliert. Lassen Sie uns nicht zusehen, wie sich Gruppen in unserer Bevölkerung gegen die Grundlagen unserer Demokratie und die Grundsätze politischer Kultur selbst immunisieren. Erinnern unter neuen Herausforderungen heißt hier: dem potentiellen Unwillen zum Erinnern und der programmatischen Vergessenheit gegenüber den Lehren der Geschichte zu begegnen.

Erinnern an den 9. November 1938 bedeutet aber auch, mit den nach Deutschland Geflüchteten eine Verständigung darüber zu erzielen, dass das Leben in Deutschland das Bekenntnis zur freiheitlich-demokratischen Grundordnung impliziert und dass Antisemitismus jedweder Prägung in Deutschland nicht geduldet werden kann. Insofern besteht die neue Herausforderung für das Erinnern hier darin, mit Menschen, die bei uns auf Zeit oder auf Dauer leben wollen und zugleich häufig aus Ländern stammen, in denen die Ablehnung des Staates Israel oder verallgemeinernd „der Juden“ ein bestimmendes Element politischer Rhetorik, wenn nicht geradezu der Staatsräson ist, in das Gespräch über den Umgang mit der Vergangenheit in Deutschland einzutreten. Dabei kann nicht vorausgesetzt werden, dass sie diesen Umgang einfach übernehmen, als wären sie nicht selbst von anderen Erinnerungen geprägt. Aber es geht durchaus um eine Verständigung über unsere politische Kultur, an der diese Menschen teilzunehmen suchen. Auch hier müssen wir in einer neuen Situation neue Ausdrucksformen für das von uns Erinnerte finden.

Meine Damen und Herren, wie wir sehen konnten, sind die neuen Herausforderungen, unter denen unser Erinnern heute steht, vielfältig: die Endlichkeit menschlichen Lebens; der

wachsende zeitliche Abstand von der Shoah; die Veränderungen im Gebrauch von Medien; der Zuzug von Menschen, die bislang nicht in unsere Erinnerungskultur einbezogen waren; der kalkulierte Bruch mit der Tradition demokratischer Abgrenzung von Rechtsradikalismus und Fremdenfeindlichkeit. Unser Erinnern wird, ja muss sich notwendigerweise mit den neuen Entwicklungen verändern. Doch zeigt uns das für jüdisches Erinnern wie für das kulturelle Gedächtnis im Allgemeinen so wichtige Erzählen, dass es sehr wohl die Chance gibt, auch angesichts eines immer stärker in die Vergangenheit rückenden Bezugspunkts in das Erinnern hinein verwickelt zu werden. Hier stehen wir jeweils vor der Aufgabe, das Erzählen und Weitersagen kreativ zu gestalten: mit unseren Kindern im Gespräch bleiben und neue Formen der Vermittlung finden; die Patrioten und Fremdenfeinde zur Rede stellen; mit Geflüchteten den Austausch über Vergangenheit und Gegenwart suchen. Tragen wir das heutige Erinnern hinaus und fangen wir an.